


Gratis-Beilage zur
Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck
in Thorn.

## Gebrandmarkt!

Eine Erzählung von Carit Etlar.

(Fortsetzung.)

„Ach, gestrenger Herr Oberst," antwortete Abel, „sprecht doch nicht in diesem Tone mit mir."

„Und warum nicht, mein Sohn? Von mir hast Du gewiß nichts zu fürchten. Ich bin zwar Karem's Onkel, das ist gewiß, aber Du hast heute gesehen, wie wenig ich als solcher respektiert werde. Ich bin der Oberst Brok zu Lynderup, welchen man von seinem Gut vertrieben hat, und der heute kaum weiß, wohin er sein Haupt legen soll. Bei Gott, Bursche! Ich bin der Trinker, der Spieler, der Raufbold Jürgen Brok, den seine Verwandten verleugnet und aus dem Kreise, dem er angehört, verbannt haben! Ohne Geld, ohne Freunde, ohne Sohlen unter meinen Stiefeln, ohne Vergangenheit, weil sie mir kein einziges freudiges Angedenken bewahrt hat, ohne Zukunft, weil dieselbe mich dahin führen wird, mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen . . . gelt, wenn Du einem solchen Manne gegenüber Dich nicht getraust, das Geheimnis Deines Herzens zu erzählen, wirst Du doch nie von ihm eines Bösen Dich zu versehen haben. — Was hast Du Dir heute abend vorgenommen?"

„Ich warte," antwortete der Jäger.

„Das thue ich ebenfalls."

„Ich habe eine alte Rechnung zu begleichen."

„Ach, wie viel unbezahlte Rechnungen stehen nicht auf meinem Kerbholz," sagte der Oberst seufzend. — „Ich kann Dir," fügte er hinzu, „Dein Anliegen mitteilen, ohne es aus Deinem Munde gehört zu haben."

„Ihr, Herr Oberst?"

„Ist sie es nicht, so ist er diejenige Persönlichkeit, die Du suchst. Mit derselben habe auch ich ein Hühnchen zu pflücken. Laß uns vor allem aber einen besseren Versteck wählen, hier peitscht uns ja der Regen in's Antlitz."

Der Jäger folgte dem Obersten; dieser stieg vom Pferde herab, dessen Zaum er an einen Wachholderbeerbaum band. Es entstand eine Pause, in welcher Abel lauschend sein Ohr an die Erde lehnte. Er vernahm indes nur den traurigen durchdringenden Klagelaut, welcher den Heidegegenden eigen ist, wenn der Wind über sie hinpfeift. — Hin und wieder drangen hastige taktmäßige Hammerschläge aus der Schmiedewerkstatt zu ihnen herüber.

„Wer arbeitet da drüben noch so spät abends?" forschte der Oberst.

„Sein Name ist Abraham Musen, ein Zigeuner, dem die Erlaubnis erteilt worden ist, eine Schmiede herzurichten, weil er für diese ganze westliche Gegend die Dienstleistungen eines Schinders verrichtet. Pst, ich glaube, der Erwartete kommt jetzt; — wenigstens reitet jemand in diesem Augenblick über die Kormarker Brücke."

„Schon gut!" antwortete der Oberst, „obgleich Du der Jüngere bist, will ich Dir doch einräumen, Dich zuerst mit ihm abzufinden. Ich habe Zeit, zu warten."

Der Reiter näherte sich im Schrittgange und gab sich, lange ehe man ihn sah, durch lautes Absingen eines zu jener Zeit sehr bekannten rohen Trinkliedes zu erkennen. Einige Schritte von Abel schickte er sich an, die Landstraße zu verlassen und einen Seitenweg einzuschlagen, der zu der Zugbrücke des Skierner Schlosses führte.

Abel vertrat ihm jetzt mit einem kräftigen: „Halloh!" den Weg. Das erschreckte Pferd bäumte sich und warf durch einen gewaltigen Sprung zur Seite seinen Herrn in den Sumpf. Zu gleicher Zeit trat der Mond aus dem Gewölk hervor und Abel erkannte die scharf ausgeprägten Züge, die tiefliegenden Augen und den Ausdruck verächtlichen Hochmuts des Junkers Hans Brok, Karen's Bruder.

„Ich harrte Eurer Ankunft, Junker!" brach er aus. „Wir haben eine Ehrensache mit einander abzuwickeln."

„Was unterfängst Du Dich?" rief Hans, welcher sich aufgerafft und vorsichtig hinter das Pferd geschlichen hatte, empört aus. „Geh' Deiner Wege, Kanaille, oder, bei meiner Seelen Seligkeit, ich lasse Dich morgen aufgreifen und auf's hölzerne Pferd setzen."

„In diesem Falle würde ich jedenfalls fester sitzen als Ihr heut abend im Sattel saßet. Das sei Euch übrigens unbenommen; ich ersehe aus dieser Drohung zur Genüge, wie recht ich hatte, als ich heute nachmittag äußerte, daß Ihr nicht wagen würdet, Eure Beleidigungen zu wiederholen, wenn Ihr Euch mit mir allein befändet. Ihr kommt aus einem wüsten Zechgelage, und doch seid Ihr blaß, der Wein hat Euer Blut erwärmt, und doch zittert Ihr vor mir; aber Ihr entkommt mir diesmal nicht, Junker Hans."

„Was willst Du von mir?"

„Als Ihr mich heute nachmittag mit Peitschenschlägen zu entehren versuchtet, war ich unbewaffnet, heute abend habe ich mich mit einer Wehre versehen."

„Armer Kerl!" höhnte Hans, „Du kannst mich dauern, wenn Du glaubst, daß ich Neigung spürte, mich mit Dir zu schlagen."

„Nein," versetzte Abel, „das glaube ich keineswegs, aber deswegen beabsichtige ich eben, Euch zu einem Zweikampfe zu zwingen."

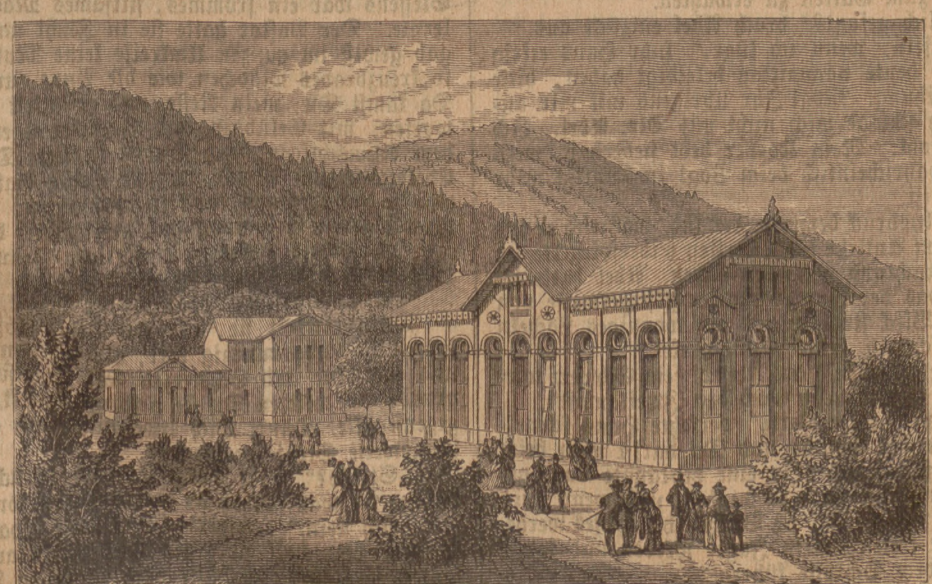
„Mich zu zwingen?"

„Ja, und wenn Ihr Euch weigert, werde ich Euch den empfangenen Peitschenschlag mit Zinsen zurückzahlen."

„Ich schlage mich einfach nicht mit Dir," antwortete Hans entschieden. „Ein Edelmann mit einem Menschen, der nicht einmal seinen Vater kennt!"

„Es handelt sich in diesem Falle nicht um meine Abkunft, sondern um die Sühne für eine schwere Beleidigung, die ein Mann einem andern zugefügt hat."

Mit diesen Worten schlug Abel seinen grauen Mantel über die linke Schulter zurück und zog sein Schwert. Die Verlegenheit des Junkers nahm zu, je mehr er einsah, daß Abel die Sache von der ernstesten Seite auffaßte, und seine Stimme klang weit weniger



Der Kaiserpark in Karlsbad. (Mit Text.)

übermütig, als er erwiderte: „Aber das ist doch kein Duell, lieber Abel, vielmehr ein Ueberfall, ein Mord; warte bis morgen, da werde ich Dir jede Genugthuung, die Du verlangst, bewilligen. Ich bestehe vor allem auf einem Sekundanten."

„Den sollst Du haben, Hans Brok!" erscholl eine tiefe, ruhige Stimme in seiner Nähe, und der Oberst trat aus dem Gebüsche hervor, welches ihn bisher verborgen hatte.

„Ah so! Ihr seid zwei gegen einen — wie ritterlich!" rief Hans betroffen aus.

„So ist es," erwiderte Jürgen gelassen, „aber hierüber wirst Du Dich nicht zu beklagen haben, da ich Dir zur Seite stehe, ich, Dein armer Onkel, den Du als solchen nicht anerkennen zu wollen schienst, als wir uns drunten im Dorfe begegneten."

„Aber, herzlieber Onkel," äußerte Hans demütig, „könnt Ihr denn verlangen, daß wir, wie zwei Straßenräuber, uns in dieser Finsternis schlagen sollen?"

„Gegen diese Dunkelheit finden wir auch Rat," antwortete Jürgen, „wir brauchen uns nur in jene Schmiedehütte zu begeben, dort brennt Licht."

„Der Vorschlag gefällt mir," versetzte Hans, welcher jetzt zu einem Entschlusse gelangt zu sein schien. „Reiten wir dahin."

Als er sich in den Sattel schwang, sagte Abel, indem er den Zaum des Pferdes ergriff: „Euer Tier scheut leicht, Junker, ich werde es am Zaum durch den Hohlweg führen."

An der Hütte angelangt, fanden sie dieselbe verlassen. Die Thür war mittelst eines Drehriegels verschlossen. Jürgen öffnete ihn und trat herein. Auf dem Herde glimmten noch Holzkohlen unter der Asche. Er warf neue Kohlen auf das Feuer, die mit Hilfe des Blasebalgs gleich darauf zu einer hellen Flamme aufloderten.

„Sieh, nun denke ich, daß es für unser Vorhaben hell genug ist," meinte der Oberst.

„Nun wohl!" rief Hans mit der Verzweiflung, welche bei dem Feigling an die Stelle des Mutes tritt, „so laßt uns anfangen. Verflucht will ich sein, Jäger, wenn Dir nicht die Lust zum Zweikampfe vergehen soll."

„Ich bin mit dem zufrieden, was das Schicksal über mich verhängt," versetzte Abel.

„Zum Henker, was fällt Dir nun wieder ein?" fuhr der Oberst den Junker an, als dieser sich seinem Pferde näherte.

„Ich will mein Taschentuch holen, um mir damit den Degen an die Hand zu binden; es liegt im Sattelsack."

Hans ging, versuchte indes, sich mit einem gewandten Sprung in den Sattel zu schwingen, um dann Fersengeld zu geben. Aber der Oberst, dem keine seiner Bewegungen entging, fiel in demselben Augenblicke dem Pferde um den Hals, als der Junker ihm seine Sporen in die Weichen stemmte, daß es vor Schmerz wieherte.

„Hm, das also war Dein Plan, mein edler Verwandter!" rief er lachend aus. „Nein, nein, so haben wir nicht gewettet; steig nur hübsch wieder herunter, damit wir die Ehrensache aus der Welt schaffen können."

„Ich will mich aber nicht schlagen! Reitet Euch der Satan, daß Ihr mich nicht zufrieden lassen wollt? Wenn ich Abel beleidigte, hat er sich ebenfalls gegen mich vergangen, so zwar, daß die eine Beleidigung die andere aufwägt. Er hat mit seinen Liebesbeteuerungen meiner Schwester Karen den Kopf verdreht, daß sie sich um seinetwillen wie toll gebärdet. Erst vor wenigen Tagen gab sie dem steinreichen Junker Espen auf Hald, der um ihre Hand anhielt, in bündigster Form einen Korb, indem sie offen erklärte, entweder Abel oder keinen zum Gatten zu erwählen."

„Hat Karen das wirklich gesagt?" brach Abel entzückt aus.

„Ich will verdammt sein, wenn ich lüge," fuhr Hans eifrig fort, „und sollte ich Dich heute nachmittag beleidigt haben, bitte ich Dich hiermit um Verzeihung. Mögt Ihr übrigens mit mir anstellen, was Ihr wollt, ich schlage mich nicht mit Dir, Abel. Ich befinde mich zudem nicht wohl. Mein Körper bebt fieberhaft, mein Kopf ist schwer, ich habe wahrscheinlich beim Vogt in Lövskal mehr getrunken als mir dienlich ist."

Hätte der Junker den Ausdruck bemerkt, der sich, während er sich vor Abel erniedrigte, in dem Antlitze des Obersten widerspiegelte, er würde darin die höchste Verachtung gefunden haben. Abel hatte jedoch nur Ohren für das, was der Junker ihm arglistigerweise von Karen vorflunkerte. Sein Blick strahlte und ein wonniges Lächeln umspielte, als der Junker schwieg, seine Mundwinkel.

„Steigt ruhig zu Pferde, Junker," äußerte er, sein Schwert wieder in die Scheide steckend; „ich erlasse Euch den Zweikampf."

„Du bist fürwahr ein prächtiger Kerl," versetzte Hans schmeichelnd. „Ich sage Dir das ins Gesicht und Du darfst mich beim Wort nehmen: solltest Du je im Leben in eine bedrängte Lage geraten, so brauchst Du Dich nur an mich zu wenden, und wenn mein Alter dereinst das Zeitliche segnet, und ich Besitzer des Hofes werde, kannst Du in meine Dienste treten, mein Jäger werden und somit ein gemächliches Leben auf dem Schlosse führen."

Nach dieser feierlich abgegebenen Versicherung wandte er sich an den Obersten, der stumm und unbeweglich neben seinem Pferde stand und sich in kriegerischer Haltung auf seinen Degen stützte: „Nachdem die Sache nunmehr in ehrenvollster Weise erledigt ist, wird, so hoffe ich, mein teurer Onkel nichts dagegen einzuwenden haben, daß ich fortreite!"

„Nicht das Geringste," antwortete Jürgen, „ich möchte nur noch, ehe wir uns trennen, ein paar Worte mit Dir austauschen."

„Ist die Geschichte damit noch nicht aus?" rief Hans verblüfft.

„Der Rest ist nicht der Rede wert, laßt uns in die Schmiede treten."

Der Junker gehorchte; seine kaum verschwundene Furcht erwachte von neuem; der forschende Blick des Obersten und der Ernst seiner Stimme gefielen ihm nicht.

Als Hans die Thürschwelle überschritten hatte, verriegelte Jürgen die Thür und warf noch eine volle Schaufel Holzkohlen auf das Feuer. Der helle Schein beleuchtete die Gesichter der beiden, welche bei großer Familienähnlichkeit sich doch so sehr von einander unterschieden. Während die gefurchte Stirn und die markierten Züge des Obersten selbst in ihrer Hinfälligkeit Spuren einstiger Schönheit kennzeichneten, drückten die Mienen des Junkers nur die gute Meinung aus, die er hinsichtlich seiner eigenen Person hegte. Seine hellblauen Augen waren matt und starr, sein Haar von einer widerlich goldroten Farbe.

„Hör' nun, Hänschen," begann der Oberst, nachdem er sich auf den Rand des Herdes niedergelassen hatte. „Dir ist ja das unglückliche Mädchen bekannt, welches heute nachmittag zum Steintragen verurteilt und aus dem Dorfe verwiesen wurde?"

„Ich habe sie nur oberflächlich gekannt," versetzte Hans verlegen, „und weiß kaum ihren Namen."

„In der That! und doch wird behauptet, daß Du an ihrem ganzen Unglück die Schuld trügest."

„Ja, was schwatzt der Pöbel nicht alles, teurer Onkel! Wenn ein adeliger Junker nur seine Augen auf ein hübsches Mädchen richtet, so hat er sich bereits mit ihr verlobt; schäkert man ein wenig mit demselben, heißt es gleich, er habe sie unglücklich gemacht! Der Wahrheit die Ehre, kenne ich die Anne Steffens nur insofern, als sie ein eingebildetes, aufdringliches Ding ist, das die ihr auferlegte Strafe vollauf verdient hat — dafür werde ich Sorge tragen — daß sie, wenn sie sich wieder bei uns blicken läßt, sofort ins Spinnhaus gesteckt werden soll."

„Das würdest Du veranlassen?" Jürgens zitternde Stimme verriet den tiefen Unwillen.

„Ja, ganz gewiß!" versicherte Hans, „obschon oder vielmehr weil Ihr, Onkel, Euch zu Ihrem Ritter aufgeworfen habt. Sie hat sich das alles selbst zuzuschreiben; ich habe sie genug verwarnt und ihr geraten, mich mit ihren aufdringlichen Besuchen zu verschonen, allein es half nichts, und deshalb haben wir sie durch den Birkrichter zum Steinschleppen verurteilen lassen."

„Das war also auch Deine Schuld?" bemerkte der Oberst, indem er anscheinend gleichgültig mit einem Feuerhaken, der auf der Esse lag, spielte.

„Ja, das will ich meinen," warf Hans sich mit einem boshaften Grinsen in die Brust. „Dünkt es Euch vielleicht, daß sie es besser verdient hätte? Sie taugte zu nichts, putzte sich wie ein Pfau und nahm dabei das Wesen und die Manieren der vornehmsten adeligen Jungfrauen an. Was ihre Mutter anlangt, so behauptet man ga[illegible]"

„Still!" gebot plötzlich der Oberst, indem er aufsprang un[illegible] mit flammendem Blick dem Junker näherte. „Laß ihre Mutter gefälligst aus dem Spiele, Knabe. Du hast jetzt lange genug gesprochen, um mich auch einmal zu Wort kommen zu lassen. Anne Steffens war ein frommes, sittsames Mädchen, ehe sie Dich kennen lernte. Der Pastor hatte sie in Zucht und Ehren erzogen, und es gab gewiß im ganzen Umkreise keine Mutter, welche sich nicht ein so kreuzbraves Mädchen wie die Anne zur Tochter gewünscht hätte. Da kamst Du, mein Neffe, und erfülltest ihr Herz mit Schmeichelworten, mit Gelübden und Versicherungen, Du schwurst bei Gott dem Allmächtigen, daß Du sie liebtest, Du setztest Deine Ehre als Edelmann zum Pfand, daß sie Deine Gattin werden solle, und sie war so jung, Hans, und so unerfahren, sie beurteilte andere nach ihrer eigenen Gesinnung und verließ sich deshalb auf Dich."

„Ja, diese dummen, einfältigen Frauenzimmer!" lachte Hans. „Ist es nicht prächtig? sie glauben alles, was man ihnen einredet."

„Still, Bursche!" donnerte der Oberst, „jetzt habe ich das Wort! — Du verließest sie, als Du Deine Absicht erreicht hattest; Du jagtest sie unbarmherzig fort, als sie, von allen verstoßen, demütig und vor Not und Schmerzen fast wahnsinnig Dir aus dem Abgrunde, in welchen Du sie gestürzt hattest, ihre Hände flehend entgegenstreckte. Dünkt Dich etwa nicht, daß eine so schändliche Handlungsweise Strafe verdient?"

„Strafe?" warf Hans spöttisch zurück, „mag sie es doch versuchen; — was würde sie mir anhaben können?"

„Ach nein," erwiderte der Oberst, „darin pflichte ich Dir vollkommen bei, daß sie gegen Dich nichts ausrichten kann; aber Du sagtest ja soeben, ich hätte mich zu ihrem Ritter aufgeworfen. Ich werde Dir nun mitteilen, was ich zu thun gedenke. Ich will, daß Du von Stund an weder nüchtern noch berauscht, weder froh noch

verzweifelt des armen Mädchens vergessen sollst, .... jenes braven Kindes, welches vorher in Frieden mit Gott und allen Menschen lebte, welches Du in den Pfuhl zu Dir hinabzogst, weil Du nicht würdig warst, zu ihr emporzublicken. Und um all diesen Schandthaten die Krone aufzusetzen, unterfängst Du Dich sogar noch, Dich in meinem Beisein Deiner schmachvollen Handlungen zu rühmen! Scheusal Du in Menschengestalt, sieh hier, was ich ersonnen, um die Erinnerung an diese Deine Bubenstücke bis an Dein Lebensende stets in Dir wach zu halten!"

Mit diesen Worten packte der Oberst den Junker an der Schulter und stieß ihn auf den Lehmboden nieder. Hans flehte um Gnade, ohne die Absicht seines Onkels zu erraten; er leistete den heftigsten Widerstand und schlug wie rasend um sich; aber unter den wuchtigen Fäusten Jürgens ward er wie ein Kind behandelt. Der Oberst riß ihm sein Wams auf und entblößte seinen Rücken; dann ergriff er den Feuerhaken, welchen er in die lodernden Kohlen gesteckt hatte, und preßte das glühende Ende desselben auf die rechte Schulter des Junkers. Hans stieß einen markerschütternden Schrei aus. Der Oberst warf das Eisen auf den Herd und befahl dem Junker, sich zu erheben. Der Unglückliche krümmte sich unter seinen Schmerzen, er weinte und stöhnte, sein Antlitz war von Raserei und Demütigung verzerrt.

Ernst und streng stand der Oberst ihm gegenüber, sein Blick drückte Verachtung und Ekel aus. „Damit Du es wissest, Bube," äußerte er mit dumpfer Stimme, „wir befinden uns allhier in der Hütte des Büttels, mit dessen Eisen Du gebrandmarkt worden bist. Ich vermute, daß Du Dir diesen Abend unauslöschlich in Dein Gedächtnis prägen wirst." Mit diesen Worten verließ Jürgen Brok die Schmiede.

### 4. Die Jagd.

Am nächsten Morgen hatte der Sturm ausgeraſt. Die Sonne sandte ihre Strahlen vom wolkenlosen Himmel herab und beschien das gelbrote, dürre Laub der Bäume und Büsche des Dorfes. Große Scharen von Spatzen und Schwalben flogen zwischen den Bauernwohnungen und Scheunen hin und her. Es war Sonntag, und die Kirchenglocken läuteten zum Gottesdienste.

Als der Prediger sich zum Betreten der Kanzel anschickte, wurde die Kirchthür heftig aufgerissen und Tönne Brok, der Eigentümer des Skierner Schlosses, erschien. Er war im Jägeranzuge; an der Seite trug er den Hirschfänger und das Hifthorn, an der andern die lederne Jagdtasche. Sämtliche Augen richteten sich auf den gnädigen Herrn, dessen hochrotes, kupfernarbiges Antlitz heute einen barscheren Ausdruck als gewöhnlich zeigte. Seine kleinen hellblauen Augen schleuderten unter den weißen Augenbrauen tückische Blicke umher, während er mit dem bedächtigen, unsicheren Gange eines korpulenten Mannes auf die Kanzel zusteuerte.

„Herr Mogens!" schrie Tönne dem Seelsorger, welcher nunmehr die Kanzel bestiegen hatte, mit so lauter Stimme zu, daß er auch in dem entlegensten Winkel der Kirche verstanden werden mußte, „hat Er den Befehl, den ich Ihm heute morgen zugeschickt, publiziert?"

„Noch nicht," antwortete der Prediger unter wiederholten Verbeugungen. „Der gnädige Herr ließen vermelden, daß sothane Botschaft in der Kirchenversammlung verlesen werden solle, solche Publikationen haben aber nach altem Brauch erst nach beendetem Gottesdienste stattzufinden."

„Das mag immerhin seine Richtigkeit haben," versetzte Tönne mit wegwerfender Gebärde, „allein ich habe keine Zeit zu warten, bis die Predigt zu Ende ist. Laßt uns lieber die Sache sogleich vornehmen, dann weiß ein jeder, wonach er sich zu richten hat."

„Aber, gnädiger Herr," wandte der Prediger leise ein: „Der Gottesdienst ist ja schon angefangen."

Tönne erhob in demselben Maße seine Stimme, wie der unglückliche Pastor sie dämpfte. „Komm' Er nur ohne weiteres herunter; sorg' Er dafür, daß die Leute augenblicklich meinen Willen zu hören bekommen." Damit wandte sich der Gutsherr um und schwankte aus der Kirche. Gleich darauf folgten ihm sämtliche Bauern mit dem Prediger und scharten sich draußen um einen großen Stein. Der Prediger bestieg diesen Stein und benachrichtigte die Menge, daß der gnädige und teure Junker Hans Brok zu Skiern am verwichenen Abend auf der freien Heide unweit Karmaks Mühle gewaltthätig überfallen und ihm übel mitgespielt worden sei. Unter den Missethätern habe der Junker den Obersten Jürgen Brok und den Jäger Abel erkannt. Der Oberst wurde deshalb aufgefordert, sich unverzüglich dem Birkrichter zu stellen, und für die Ergreifung des entlaufenen Jägers Abel eine Belohnung ausgesetzt.

Das war der wichtige Erlaß, wegen dessen Tönne es für notwendig erachtete, den Gottesdienst zu unterbrechen. Er selbst war inmitten zahlreicher Edelleute als Zeuge zugegen.

„Euch soll der leibhaftige Satan regieren, Ihr Hunde, falls es jemanden einfallen sollte, dem Schlingel eine Zufluchtsstätte bei Euch einzuräumen," fügte der gnädige Herr, als der Prediger schwieg, hinzu; „gelingt es Euch indessen, ihn zu ergreifen, sollt Ihr es nicht umsonst gethan haben. Wenn Ihr ihn aufstöbert und er sich nicht bequemt, Euch in Güte zu folgen, so braucht Gewalt und schlagt ihm den Schädel ein; ich stehe für alle Folgen!"

Tönne begab sich hierauf zu seinen Standesangehörigen zurück, wo ein Diener mit dem Pferde ihn erwartete. Ehe er jedoch dasselbe bestieg, kam ihm ein glücklicher Gedanke, weshalb er sich noch einmal an seine Bauern und Leibeigenen wandte und hinzufügte: „Da die sogenannte Schmiedehütte im Karmarker Gebirge wiederholt zum Versammlungsort für Zigeuner und andere Landstreicher mißbraucht worden ist, erachte ich es für angemessen, einen Riegel davor zu schieben und die Schmiede niederzureißen. Derjenige von Euch, welcher mir den Jäger Abel wiederbringt, darf die Hütte in Besitz nehmen und den größtmöglichen Vorteil aus dem Verkauf des Bauschutts und Gebälks ziehen. Habt Ihr mich verstanden?"

„Aber, gnädiger Herr," wandte der Priester ein, „ist das auch erlaubt? Der Lehnsherr hat Abraham Musen das Haus eingeräumt, weil er die Schinderdienste in dieser Gegend zu versehen hat."

„Was zum Henker kümmert mich das?" antwortete Tönne beißend. „Das Häuschen steht auf meinem Grund und Boden. Mein Pate, der Ritter und Reichsrat Jürgen Lykke, hat die Svingelberger Kirche niederreißen lassen, um Steine und Holz zum Bau des Schlosses Bundrup zu bekommen, und als der Prediger zu Vesterbölle es wagte, ihn deswegen gerichtlich zu belangen, ließ er ihn dingfest machen und auf den Ruinen der niedergerissenen Kirche enthaupten. (Historisch.) Konnte er dieses ungestraft thun, so wird mir doch wohl dasselbe Recht hinsichtlich des Schindelhauses eines Zigeuners zustehen. Auf alle Fälle ist dies eine Sache zwischen dem Lehnsherrn und mir, die Er sich nicht zu Herzen zu nehmen braucht, Herr Prediger. Geh' Er nun wieder hinein, um seine Predigt herzusagen und ihr anderen beherziget wohl, was ich Euch befohlen habe. Um 12 Uhr erwartet Euch der Vogt bei der Brücke; wir Edelleute werden inzwischen Scherzeshalber den Karmarker Wald durchstreifen. Vielleicht gelingt es unseren Rüden, den Verbrecher aufzujagen. Nun hinein in die Kirche, Halunken!"

Tönne bestieg sein weißes Jagdroß, worauf der Prediger den unterbrochenen Gottesdienst wieder aufnahm. —

Am Nachmittage sammelte sich eine zahlreiche Schar Bauern und Halseigener bei der Brücke. Sie waren mit Dreschflegeln, Stöcken und Piken versehen, und der Vogt erteilte ihnen genaue Instruktionen, wie sie es anzufangen hätten, um den Jäger aufzufinden. Die Wege durch die großen Karmarker Waldungen waren damals unergründlich. Es war kein Zeichen von Kultur vorhanden. Die Eigentümer besuchten die Wälder nur der Jagd wegen und pflegten das erforderliche Brennholz vom äußersten Ende des Waldes zu entnehmen, von wo aus der Transport sich am leichtesten bewerkstelligen ließ. Jedwede Kultur würde übrigens verlorene Mühe gewesen sein, da die Karmarker Waldungen keine Zukunft haben sollten. — — — — —

Ein Jahr später — 1627 — kamen nämlich die Feldherren Wallenstein und Tilly mit großer Kriegsmacht nach Jütland, und letzterer schlug sein Hauptquartier in Viborg auf. Das Schloß Skiern wurde belagert, der Wald verheert. Tilly's Söldnerscharen häuften Kohlen um die Wurzeln der Bäume, zündeten dieselben an und wälzten die gefällten Stämme ins Thal hinab; hier findet man sie noch heutzutage im Moor und in Sümpfen und mit sichtbaren Spuren der Art und Weise, wie sie gefällt worden sind.

Die Karmarker Wassermühle lag damals mitten im Walde und war ein kleines strohbedecktes Haus, welches der Skierner Herrschaft gehörte. In der Nähe dieser Mühle, gegen Nordwest, erblickte man eine Anzahl niedriger Lehmhütten mit Thüren aus geflochtenen Zweigen und einem großen Rauchloch in der Mitte des aus Grasboden bestehenden Daches. Diese Hütten waren im Besitze von Zigeunern, die unter Tönne Broks Vater Erlaubnis erhalten hatten, sich dort häuslich niederzulassen.

In diesem entlegenen Winkel hatten die geächteten Söhne des Südens viele Jahre verlebt, ein kleiner Staat im Staate, unbekannt, ja fast ohne Vorstellung von dem Treiben außerhalb des Waldes. Der dreißigjährige Krieg erfüllte damals mit seinen Schrecken die Länder; man verbrannte Städte und man verbrannte Menschen, aber die Zigeuner lebten in Frieden. Sie fischten in der Skierner Aue, fingen Auerhähne und Waldschnepfen für die Gastmähler der Edelleute, spielten an Bauernhochzeiten zum Tanze auf, wahrsagten, zitierten und bannten den Teufel und fanden dabei ihren Unterhalt. Später hatten indes die Bewohner aus unbekannten Gründen die Gegend verlassen, die Hütten standen leer und verfielen; nur eine derselben bewahrte ihr ursprüngliches, eigentümliches Aeußere. Diese Wohnung war etwas größer als die anderen und aus rohen Feldsteinen aufgeführt, deren Fugen mit Lehm und Moos verkittet waren.

Hier hauste die Zigeunerin Rille, welche wir zu Anfang dieser Erzählung erwähnt haben. Der Ort stand wie die Bewohner in üblem Rufe, so daß die Landleute sich bei Anbruch der Dunkelheit nicht in dessen Nähe wagten.

Die Schar, welche Befehl erhalten, den Wald um die Zigeunerwohnungen herum zu durchsuchen, wurde von Tönne's Flurschützen, namens Bent, einem alten pockennarbigen Soldaten, angeführt, welcher den Kalmarkrieg mitgemacht und nach seiner eigenen Versicherung bei dieser Gelegenheit gar wundersame Heldenthaten verbrochen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

# Taras.

Original-Novelle von Paul Fuchs.

(Fortsetzung.)

„Einst," fuhr Grita fort, „als ich 14 Jahr alt geworden war, entschloß ich mich, mein Glück anderswo zu suchen, um meinem Vater in seiner Not beistehen zu können, ich trat also zur alten Frau, bei welcher ich die Gänse hütete, und sagte ihr, ich wolle in die Stadt, und mich dort nach einem Platze umsehen. — Die Frau konnte mich nicht behalten, denn sie war selbst arm, und die paar Gänse, die sie jährlich aufzog, um sie in der Stadt zu verkaufen, machten ihren ganzen Reichtum aus. Sie ließ mich also ziehen, doch in Lipetsk fand ich keinen Platz, wie ich ihn suchte. Verzweifelnd irrte ich durch die Straßen, hie und da anklopfend, doch stets vergebens, denn entweder wies man mir die Thüre, oder bot mir einen Gehalt, der mir nicht gelangt, mir Schuhe zu kaufen, wenn ich solche auch nur an Sonn- und Feiertagen getragen hätte, viel weniger, um noch, wie ich beabsichtigte, Vater und Schwesterchen unterstützen zu können. — Schon wollte ich in meiner Verzweiflung zu der guten, alten Frau zurückkehren, bei der ich bisher Gänse gehütet und die mir seit Jahren Obdach gegeben hatte, als ich am dritten Morgen, es war gerade ein Markttag, einen biedern Bauern antraf, der mir vorschlug, zu ihm hieher zu ziehen, um seiner kranken Frau, die mich wie eine Tochter behandeln würde, in der Haushaltung beizustehen und ihr helfen den nicht unbedeutenden Viehstand zu hüten, er wolle mir dafür hundert und zwanzig Slot jährlich zahlen. Freudig zog ich mit ihm und wirklich, er und seine Frau haben mich seitdem bis zu diesem Augenblicke, wie nur Vater und Mutter es können, behandelt. Mein Vater aber hat sich beständig geweigert, von mir etwas anzunehmen, höchstens, daß er es mir erlaubt, hin und wieder ein Kleidchen oder desgleichen Kleinigkeit meiner Schwester zu schenken, auch schleicht er nur heimlich her zu mir und des Nachts, nachdem er mich stets von seinem Kommen durch einen Brief benachrichtigt, den er dort in jenem hohlen Stamme niederlegt. So habe ich, da ich keine Bedürfnisse habe, denn meine Brotherrn schenken mir an den Hauptfesten und an meinem Namenstage Kleider und was ich sonst noch brauche, ein kleines Kapital von einigen hundert Slot erspart, welche ich für den Fall aufbewahre, daß mein Vater erkrankt oder meine liebe kleine Wanda in Not gerät. Seit Monaten habe ich aber von beiden nichts gehört, glaube aber, daß der Vater nach Wien zu seinem früheren Gutsherrn, dem Grafen Zamoiski, gezogen ist, wie er die Absicht hatte, wenn er einige Slot zusammen hätte, wohin ich ihm dann nachziehen soll. So ist meine Lebensgeschichte, und wie gern möchte ich meine Vergangenheit vergessen, und von ihr mit niemand sprechen, denn sie ist ja zu traurig, zu trostlos, sprich deshalb nie mehr davon und frage mich nicht mehr darüber. Es ist mir zu schmerzlich, selbst daran zu denken. Du siehst aber wie arm, wie verlassen und allein Deine Grita dasteht."



Papa's Frühstück. (Mit Text.)

„Ich habe Dich auch nicht wegen Deines Reichtums aufgesucht, Grita," sagte Jan. „Mir scheint es sogar, daß ich Dich jetzt noch mehr liebe, als ich Dich bisher liebte." Er drückte ihr einen heißen, langen Kuß auf die schwellenden Lippen. „Früher hielt ich Dich für so sorglos, ich dachte, daß Du nichts besseres wüßtest, als zu singen und zu lachen."

„Sollte ich weinen," sagte Grita, „hätte ich schon längst meine Augen ausgeweint. Was bellt aber der Hund? Großer Gott, das ist ja der Herr. Schnell, schnell, um Gottes willen! Eile, damit er Dich nicht sieht."

Jan sprang von der Bank auf, drückte Grita noch einen Kuß auf ihre Lippen, eilte schnell aus dem Hause und war nach einigen Augenblicken hinter einer Ecke verschwunden. Er ging mit eiligen Schritten durch den Wald in der Richtung des Försterhauses, wohin ein enger Fußpfad führte. Er hatte ungefähr zwei Stunden zu gehen.

Das romantisch gelegene, hübsche zweistöckige Försterhaus versteckte sich, etwas abseits vom Waldpfade, zwischen hohen, breitkräftigen Buchen; die Strahlen der untergehenden Sonne spielten mit dem grünen Laube und vergoldeten die kleinen Fensterscheiben; ringsum herrschte tiefe, nur durch das Zwitschern der munteren, kleinen Waldsänger gestörte Ruhe, ein kühles Lüftchen rauschte leise durch das Laub. Aus dem Garten drang das fröhliche Bellen der mit einander spielenden Hunde, der schönste unter denselben, ein reizend gebauter Setter jedoch nahm nicht teil an ihren lustigen Sprüngen, sondern folgte denselben nur mit seinen klugen Augen. Er war auf eine Bank geklettert, lag auf demselben ausgestreckt und wärmte in den Sonnenstrahlen seine müden Glieder, denn er hatte im Gefolge des alten Försters am frühen Morgen den Wald durchwandert. — Er blieb jedoch nicht lange in seiner bequemen Lage. Plötzlich sprang er auf und stellte sich fröhlich mit der Rute wedelnd an die Hausthür. — Durch sie trat der Förster, ein schöngebauter, noch kräftiger Greis. Seine hohe Gestalt, die breiten Schultern, das Gesicht mit seinen schönen, energischen Zügen, der Kopf mit den auf die Schultern herabwallenden, gelockten Haaren, die dichten Augenbrauen, unter denen kluge, durchdringende und doch so milde Augen hervorstrahlten, die Wangen, die sich so frisch, fast möchte man sagen, jugendlich röteten, mußten sofort die Aufmerksamkeit eines jeden Menschenkenners fesseln.

Heute jedoch trug sein gewöhnlich gutmütiges Gesicht offenbar Spuren von Aerger und Aufregung. — Er gab keine Acht auf die Sprünge und Liebkosungen des Setters. — Mit Unlust wandte er seinen Kopf auf das Knarren der sich öffnenden Gartenthür um, durch welche sein Sohn trat, dessen Gruß er nicht allein nicht erwiderte, sondern schweigend den Garten mit langen Schritten zu

durchmessen begann. — Jan ging in's Zimmer, wo er Flinte, Jagdtasche und Hut an ein Hirschgeweih hing, kam dann in den Garten zurück und folgte seinem Vater mit erstaunten Blicken.

„Hast Du schon von dem Erfolge Deiner Heldenthat gehört?" fragte der Förster mit einem zornigen Blicke vor seinem Sohn stehen bleibend. „Er ist also zu dreizehn Monaten Gefängnis verurteilt, der arme, alte Mann, der vielleicht keine dreizehn Monate mehr zu leben hat! Wünsche Dir doch Glück zu Deiner erhabenen Heldenthat. Hast Du doch den alten Mann für eine Kleinigkeit, für ein paar Bündel dürren Reisig in's Gefängnis stecken lassen! Du solltest blutrot werden vor Scham."

Hastig und mit großen Schritten ging er in's Haus zurück, wo er seinen unruhigen Spaziergang wieder aufnahm. — Jan folgte ihm.



Die Sprudelkolonade in Karlsbad; Innere Ansicht. (Mit Text.)

„Freilich, den Ungarn Jasl oder den Zigeuner Aleko fängst Du nicht ab! Du weichst ihm aus dem Wege und fürchtest sie, denn sie könnten Dich ja mit einem Flintenschuß empfangen," fuhr Kasimir Sokolski, so hieß der Förster, fort. „Schäme Dich, Du bist ein Feigling, der sich nur an alte, gebrechliche Leute wagt."

Der junge Mann wurde in der That blutrot im Gesichte.

„Vater," sagte er mit zitternder Stimme, „Du klagst mich ungerecht an. Wegen ein paar Bündel trockner Reiser hätte ich ihn nicht verfolgt. Er ist ein Schmuggler, der beständig sich zu uns über die Grenze schleicht, um Thee, Branntwein und wer weiß noch was alles zu uns herein zu paschen. Was will der alte Taras, wie er seiner Aussage nach sich nennt bei uns? Er ist ja aus Oesterreichisch-Galizien und kommt alle Augenblicke über die Grenze zu uns. Als ich Taras mit seinem Schiebkarren im Walde traf, und er vorgab, nur alten Reisig hier bei uns im Walde gesammelt zu haben, weil bei ihnen zu Hause der Förster das Sammeln von sämtlichem Reisig an Leute aus der Stadt verpachtet habe, kam mir gleich der Verdacht in den Kopf, daß er unter dem Reisig Schmugglerware versteckt habe. Schon lange lasse ich den alten Schelm nicht aus den Augen, denn er schmuggelt nicht allein, sondern schießt uns noch das Wild weg, das er, sowie dasjenige, welches Jaslo und Aleko schießen, hier in Lipetsk und noch mehr jenseits der Grenze verkauft. Auf dem Reisig saß seine kleine Tochter. Ich setze also das Kind vorsichtig herunter, und wirklich, als ich einige Stück Reisig auseinander geworfen, liegen da einige leere Säcke, wie man gewöhnlich braucht, um Thee zu uns nach Polen hinüberzuschmuggeln, und daneben sehe ich eine Flinte. Taras aber, der sich entdeckt sieht, bedenkt sich nicht lange, sondern ergreift die Flinte, legt an und schießt auf mich."

„Unsinn! reiner Unsinn!" rief der Förster. „Der alte Mann hat mir mit Thränen in den Augen erzählt, wie alles geschehen ist. Die Flinte ist von selbst losgegangen, als er sie unter dem Reisig hervorholte! Wie kann auch der alte, gelähmte Greis auf Menschen schießen wollen. Seine Hände zittern ja wie Espenlaub, er kann ja kaum einen Stock, viel weniger eine Flinte halten. Und wenn er auch ein paar Haselhühner geschossen, etwas Reisig gesammelt, oder auch ein paar Säcke Thee über die Grenze geschmuggelt hätte, um für den Erlös sich und seinem Töchterchen Brot zu kaufen, so können sowohl der Staat als auch unser Gutsherr, der Graf Czinski, den Verlust wohl tragen. Doch genug davon, was einmal geschehen, kann nicht mehr ungeschehen gemacht werden. Das kleine Mädchen habe ich zu uns ins Haus genommen, ich werde es nicht gestatten, daß das unglückliche Kind sein Stückchen Brot erbetteln soll, da es mein Sohn auf solange Zeit brotlos gemacht, oder daß es irgendwo auf der Landstraße erfriert oder in unseren Wäldern hier von Wölfen zerrissen wird."

Der Förster öffnete die Thür, welche in die Küche führte und ging auf einen Winkel hin, in welchen sich ein zwar ärmlich gekleidetes, aber hübsches, blauäugiges und schwarzhaariges Mädchen von ungefähr fünf Jahren ängstlich schmiegte. Sie weinte bitterlich, ohne daß sie die gute, alte Haushälterin des Försters, Marianna, beruhigen konnte. Der Förster nahm das Kind auf den Arm, um es dem Sohne zu zeigen. Als es aber seine von Thränen angeschwollenen Augen aufhob, und einen Blick auf den jungen Mann warf, und in ihm denjenigen erkannte, welcher sie mit ihrem Vater im Walde überrascht hatte, suchte sie sich erschreckt und unter lautem Schluchzen aus den Armen des gutmütigen alten Sokolski zu winden, sie riß sich wirklich von ihm los und eilte in ihren Winkel zurück, wo sie sich unter einer Bank zu verstecken suchte.

„Vater!" sagte der junge Mann, „glaube mir, daß Dich diesmal Dein gutes Herz getäuscht hat, glaube mir, dieser Taras ist ebensolch ein Spitzbube wie es Jaslo und der Zigeuner Aleko sind. Sei versichert, sie schießen das Wildpret und er geht herum und verkauft es, was ihm ein hübsches Stück einbringt. Ich kenne sie alle drei durch und durch, denn ich passe schon seit langer Zeit auf sie auf. Du wirst es schon sehen, wie jetzt dieser da, so werden auch beide anderen in unsere Hände fallen."

„Genug, Jan, ich habe es Dir schon gesagt, jetzt genug davon," meinte Kasimir Sokolski mit etwas weicherer Stimme, „wenn Du sie in Deinen Händen haben wirst, werde ich Dir meinethalben glauben. Für heute bitte ich Dich nur um eines, sei recht freundlich zu diesem armen Wurm, der doch wahrlich nichts dafür kann, wenn sein Vater auch etwas verbrochen haben sollte."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Seitdem waren dreizehn Monate vergangen. Der Winter war vorüber; die Eisdecke, welche die Flüsse und Bäche bedeckte, war geschmolzen, und freudig sprudelten die entfesselten Wasser und stürmten von den Bergwipfeln in die Thäler hinab, um sich in die Flüsse zu ergießen und mit deren Wogen, frei aller Banden, zum Meere zu eilen. Es nahte das Fest der Erlösung, das hehre Osterfest. Zur Feier desselben hatten sich die Bäume in ihr festliches, neues Laubgewand gekleidet, die Wiesen hatten sich mit ihrem grünen, blumendurchwirkten Teppiche bedeckt, und Tausende von Vögelstimmen sangen dem auferstandenen Heiland ihre Lobeshymnen, die Dankeslieder der Schöpfung. Aus allen Richtungen kamen Gruppen durch den Wald gezogen, die alle der rufenden Stimme der fernen Glocken folgend in die Stadt eilten, um in den zahlreichen Kirchen von Lipetsk die Osternachtmesse mitzufeiern. Viele trugen Laternen in der Hand, die wie Johanniswürmer durch die Nacht huschten, aus der Ferne jedoch schienen diese lautlosen, durch den finstern Wald dahineilenden Lichter Irrwische zu sein, welche uns locken und irreführen. Von weitem schon glänzten fernhin in die Nacht hinein die glänzend erleuchteten Kuppeln der Kirchen, besonders der Kathedralkirche, deren bunte Lampen durch das Laub der Bäume bis zum Försterhause sichtbar waren. Da erzitterte ein Schuß durch die aromatischen, blumenduftenden Lüfte.

„Der erste Schuß, in einer halben Stunde beginnt die Nachtmesse," sagte Marianna, die sich festlich gekleidet hatte, um mit dem Förster nach Lipetsk zur Nachtmesse zu wallen. „Sollen wir nicht Wanda mitnehmen?" fragte sie den Förster, indem sie ans Bettchen trat, in welches ihr Pflegekind und Liebling Wanda lag. Sie war fest eingeschlafen, doch um ihre Lippen spielte ein munteres, fröhliches Lächeln; sie träumte wahrscheinlich vom baldigen Wiedersehen mit ihrem Vater. Wanda erwachte plötzlich.

„Ach ja, nehmt mich mit," bat sie. „Ich möchte für Papa beten!"

„Nein, mein Kind," beruhigte sie der Förster, „es ist so weit bis zur Kirche, schlafe hier, mein Kind, Du kannst ja auch hier in Deinem Bettchen beten. Gott erhört Dein unschuldiges Kindergebet überall."

„Ja, liebes Kind," meinte jetzt auch Marianna, „es ist ja bis zur Stadt so weit, Du würdest unterwegs einschlafen. Bleibe lieber hier in Deinem warmen Nestchen und erwarte dort, bis der Heiland auferstehť, Du wirst es ja erfahren, wenn die Glocken lauter schallen, und die Kanonenschüsse es der Umgegend verkünden. Bis dahin schlafe ein und fürchte Dich nicht. Ich werde das Nachtlicht nicht auslöschen, auch brennt ja die Ampel vor dem Bilde der heiligen Jungfrau, sie, die Mutter des Heilandes, wird Dich bewachen, und wenn Du erwachst, dann wisse, ist unser Erlöser auferstanden."

„Schnell, Marianna, fast kommen wir zu spät," scholl aus dem Vorhause die Stimme des Försters.

Die gute Alte bekreuzte das Kind und drückte ihm noch einen Kuß auf die Stirn.

„Bleib," sagte Marianna im Vorbeigehen zum Setter, der im Vorhause lag und sich erhob, um seinem Herrn zu folgen. „Bleib und lasse niemand zum Kinde herein." Der kluge Hund legte sich, als hätte er die Worte der Haushälterin verstanden, wieder auf seinen Platz, und verfolgte mit den Augen das sich entfernende Paar, bis es hinter sich die Hausthür geschlossen hatte, dann aber erhob er sich wieder, als hätte er sich anders besonnen, ging in die Wohnstube und legte sich auf den Boden vor dem Bette des Kindes hin.

Als der Förster mit Marianna sich auf den Hügel, der halbwegs zwischen dem Försterhause und der Stadt ragte, erhoben hatte, ragte vor ihnen die hellerleuchtete Stadt mit den noch heller erleuchteten Kirchen aus dem Dunkel hervor, und sie eilten in ihre Richtung, um noch einen Platz im Innern der Kathedrale zu finden. Hätten sie aber zurückgeblickt und das sehen können, was inzwischen sich vor dem Forsthause begab, so würden sie schwerlich weitergeeilt sein.

Aus einem Walddickicht, wo er bisher im Gebüsche versteckt gelegen hatte, kroch ein alter, zerlumpter Vagabund. Er blickte sich ängstlich um, machte einige Schritte vorwärts und plötzlich erhellte ihn der auf der Mitte seiner nächtlichen Bahn stehende Mond, welcher ein abgehärmtes, finsteres Gesicht mit einem drohend unter dichten, ergrauten Augenbrauen hervorblickenden Augenpaare beleuchtete. Der Greis blieb stehen und ballte seine knochige, fleischlose Faust in der Richtung des Forsthauses, und die bebenden Lippen sagten halblaut: „Warte, Alter, heute werde ich Dir meinen Dank beweisen, so daß Du und ich damit zufrieden sein werden."

Er schleppte sich wankend einige Schritte weiter.

„Es scheint, Taras," sagte er bitter, „der Kerker scheint Deinen alten Adern die letzte Kraft geraubt zu haben. Nur wenn ich Dich, der mich in den Kerker gesteckt hat, mit Deiner Sippe niederbrenne, werde ich mich vielleicht noch einmal wieder jung und kräftig fühlen! Welch' Fest, ein wahres Osterfest, wenn ich Dich rösten sehen werde."

Der Vagabund stand vor dem Forsthause und ging mit wankenden Schritten um dasselbe herum.

„Alle sind fort, niemand ist zu Hause," sagte er ärgerlich. „Die Balken sind noch nicht seit dem Winter wieder trocken!" Plötzlich jedoch blitzten seine Augen von dämonischem Feuer auf — er hatte einen großen Haufen Reisig, der neben einer der Wände aufgetürmt war, bemerkt. Mit eiliger, doch zitternder Hand zog er Streichhölzer und ein Stück Papier aus der Tasche und ging ans Werk.

Auf dem Hofe fing ein Hund an zu bellen.

„Ja, belle nur immer zu!" lachte der Vagabund mit heiserer Stimme, „bald wird es nach Gebranntem riechen." Mochten aber die Hände zittern, mochte es eine andere Ursache sein, es wollte ihm noch immer nicht gelingen, den Reisig anzuzünden. Während er sich aber damit abmühte, bemerkte er einen Lichtstrahl, der durch einen Fensterladen aus dem Innern des Hauses drang. Taras drückte sein Auge an die Spalte, durch welche das Licht zu ihm kam.

Dort sah er Wanda, welche das Bellen des Hundes, in welches auch Diana einstimmte, aufgeweckt hatte, neben ihrem Bettchen knieen und beten. Wanda erinnerte sich, daß, wenn sie aufwachte, ihr Marianna anbefohlen, zu dem auferstandenen Heiland zu beten.

(Schluß folgt.)

# Trüffeln, Trüffelkultur und Trüffeljagd.

Von F. von Thümen. (Schluß.)

Welchen Einfluß aber diese Bäume auf das Gedeihen der Trüffeln ausüben, bleibt eine immer noch offene Frage. — Tulasne, einer der hervorragendsten Pilzforscher der Gegenwart, vertritt die Ansicht, daß nur jene, durch Zersetzung der Baumblätter und der Wurzeln in den Erdboden gelangenden Stoffe das Entstehen und Weiterentwickeln der Trüffeln bedingen, daß also bei diesen Gebilden nur die nämlichen Faktoren thätig sind, wie bei zahllosen andern Schwämmen, deren Existenz ja auch von jener durch Laub- und Wurzelverwesung entstehenden Bodendüngung abhängig ist. Eine andere Theorie will nur den durch die Bäume verursachten Schatten als Bedingung für das Wachstum der Trüffeln gelten lassen.

Eine dritte Anschauung beruht endlich auf der Annahme eines Parasitismus, und es ist nicht zu leugnen, daß hierfür mancherlei recht gewichtige Motive in das Feld geführt werden können. Von Chatin wird behauptet, daß er in der nächsten Nähe junger Würzelchen ein Mycelium gefunden habe, welches perennierend sei und dort, wo man künstliche Trüffelkulturen angelegt habe, man es schon jahrelang, ehe die Trüffeln selbst erscheinen, am Boden bemerken könne. Ferner gaben die Trüffeljäger übereinstimmend an, daß nur dann die Ergiebigkeit der „truffières“ eine permanente sei und bleibe, wenn man sich zur Aushebung der Pilze aus dem Boden nur lediglich eines schaufelförmigen Werkzeuges bediene, wodurch jedwede Beschädigung der Baumwurzeln vermieden werde, Hacken oder Spaten hingegen absolut vermeide.

Der enorm hohe Ertrag der Trüffelwälder in Frankreich hat nicht nur in diesem Lande selbst, sondern auch sehr begreiflicherweise anderwärts schon häufig den Wunsch rege gemacht, durch Kultur neue Trüffelplätze anzulegen, doch leider haben die mannigfachsten Versuche fast durchgehends keine Erfolge erzielt. Die einzige Methode, welche bis jetzt sich immer bewährt hat, beruht ganz einfach darauf, in einem Terrain, welches den weiter oben angegebenen Anforderungen vollkommen entspricht, eine Eichelsaat auf gut zubereitetem Boden auszuführen, die hierzu zu verwendenden Eicheln aber aus solchen Wäldern zu entnehmen, welche vielfach Trüffeln beherbergen. An vielen Plätzen des südlichen Frankreichs wurden während der letzten Dezennien auf diese Weise Trüffelkulturen eingerichtet und zwar fast immer mit gutem Erfolge. Es währte durchschnittlich 7—8 Jahre, bis der erste geringe Ertrag der Trüffeln aus solchen Wäldern gewonnen wurde, dann aber nahm er von Jahr zu Jahr zu. Erfahrung lehrt, daß allzuviel Schatten dem Gedeihen der Pilze nicht zuträglich ist und sie nur dort in ungeschwächter Menge, Größe und Güte sich reproduzieren, wo die einzelnen Bäume im Minimum einen Abstand von 6 Meter von einander haben; daraus folgt, daß ab und zu eine Lichtung des Waldbestandes vorgenommen werden muß. Alle sonst in Vorschlag gebrachten Anbaumethoden haben sich ausnahmslos als vergeblich erwiesen. Wer beispielsweise aus der Fortpflanzung des Champignons und jener der Trüffel gewisse Analogien ziehen und darnach Versuche anstellen wird, wird nur ein glänzendes Fiasko machen.

Jedenfalls dürfte die künstliche Trüffelkultur auch anderswo mit Erfolg ins Werk gesetzt werden können. Die Trüffeln, wenigstens die hier allein in Betracht kommenden wertvollen Spezies, halten sich in betreff ihres Verbreitungsbezirkes so ziemlich an die Region des Weinstockes, d. h. nördlicher als dort, wo die Rebe noch mit Erfolg kultiviert werden kann, kommen auch keine guten Trüffelarten mehr vor. Je gemäßigter das Klima, desto besser auch für die Trüffeln. Die Bodenbeschaffenheit dürfte noch wichtiger sein und ist schon weiter oben angedeutet worden, welcher Art dieselbe sein muß. Drittens handelt es sich um das Saatgut, also in diesem Falle um die Eicheln; diese wären aus Frankreich und zwar möglichst direkt zu beziehen. Recht dringend sei noch einmal vor allen andern, oft außerordentlich angepriesenen Kulturmethoden gewarnt.

Möglicherweise werden dereinst noch andere Vermehrungsmethoden entdeckt werden, bisher kennt man aber als Resultate liefernd nur jene des Eichelsäens. Wie lange Zeit die Trüffeln zu ihrer Entwicklung bedürfen, ist noch nicht ganz aufgeklärt; nach der Meinung erfahrener Trüffeljäger genügt ein Jahr und die von französischen Gelehrten angestellten Untersuchungen bestätigen diese Anschauung.

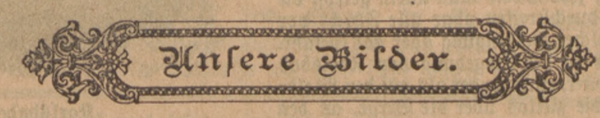
Nach französischem wie italienischem Gesetz gehört die Trüffeljagd mit zu der Jagdgerechtigkeit, darf also nur von jenem ausgeübt werden, dem das Jagdrecht in der betreffenden Lokalität überhaupt zusteht. Exekutiert wird diese in ihrer Art ganz originelle „Jagd“ entweder mit dressierten Hunden oder mit abgerichteten Schweinen; in Italien, Deutschland und Burgund werden nur die ersteren, die letzteren dagegen in den Haupttrüffelgegenden Frankreichs verwendet. Was Verfasser hier weiteres über die sogenannte Dressur dieser Vierfüßler mitteilt, wollen wir überschlagen, seinen Mitteilungen aber noch einige kurze Bemerkungen hinzufügen.

Der Totalwert der Trüffelausfuhr von Frankreich belief sich im Jahre 1877 auf 13567000 Franks, im selben Jahre wurden dort Trüffel im Werte von 20 Millionen Franken hervorgebracht. Die jährlichen Einkünfte des Trüffelbaues von Carpentras werden nach Simmonds auf 80000 L. St. veranschlagt. — Schon vor zehn Jahren war von Professor Göppert der Vorschlag gemacht worden, für Oberschlesien aus der Trüffel einen Handelsartikel zu machen, sie nicht bloß im Sommer zu verspeisen, sondern auch für den Winter zu konservieren. Man hat sich aber dafür nicht interessiert und kommt Göppert in einer kleinen, im vorigen Hefte dieses Blattes bereits erwähnten Schrift, die in verschiedenen Zeitschriften in extenso zum Abdruck gelangt ist, weshalb wir es unterließen, auf diesen Vorschlag zurück. Auch in andern Weltteilen gibt es Trüffeln, namentlich in Amerika, wo die weiße, große nordamerikanische Trüffel (Tuber album) als Speise sehr geschätzt wird, sie ist so weiß wie Schnee und soll so zart sein wie geronnene Milch.

---

## Das Gastmahl.

Im französisch-spanischen Kriege vom Jahre 1809 hielt ein französisches Kürassierregiment gegen Abend, von einem beschwerlichen, durch stete Neckereien der Guerillas beunruhigten Marsche ermüdet seinen Einzug in einem Städtchen des Königreichs Kastilien, malerisch an den grünen Fluten des Duero gelegen. Der General nahm nebst seinem Stabe in dem Schlosse Quartier und wurde von dem Besitzer mit ausgezeichneter Zuvorkommenheit und Gastlichkeit aufgenommen. Bei einem sehr leckeren Mahle, durch des Schloßkellers treffliche Weine gewürzt, saßen die Krieger bis tief in die Nacht hinein, entzückt von ihres Wirtes Artigkeit. Da erhob sich derselbe von seinem Sitze, und auf einen großen Goldpokal deutend, der vor dem General stand, sprach er: „Laßt uns, Senhor General, zum Nachttrunk jenen Pokal leeren, den ich als ein Ehrengeschenk demütig Euch darreiche.“ Und mit diesen Worten füllte er den Becher bis zum Rande und leerte ihn, um jedem möglichen Verdacht zu begegnen, zuerst bis auf den Grund, welchem Beispiel dann die ganze Tischgesellschaft freudigen Mutes folgte. Kaum aber war der Reihetrunk mit manchem freundlichen Dankeswort für den gastlichen Wirt geendet, als dieser, kalten, vernichtenden Hohn in den Zügen, sich erhob und mit Donnerstimme seinen Gästen zurief: „Bereitet euch zum Tode, ihr trefflichen Zecher! Es war Gift, das ihr als ewigen Schlaftrunk genossen, das ich, als die verdienteste Gabe, euch weihte, und ehe noch die Stunde ihren Lauf vollendet, seid ihr mit mir des Grabes sichere Beute!“ Entsetzliches Grauen erfaßte die lebenslustigen Krieger. Der Schloßherr hatte wahr gesprochen; eine große Leichenkammer ward der Speisesaal, der Wirt hatte redlich mit seinen Gästen geteilt. Gleichzeitig wurden alle Franzosen in der Stadt überfallen und ermordet, und die nächste Morgensonne sah keinen Mann jenes Kürassierregiments mehr am Leben. K. St.




## Karlsbad.

(Fortsetzung.)

(Aus „Bäder und Sommerfrischen,“ Lebens- und Landschaftsbilder von den beliebtesten Kurorten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz. Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.)

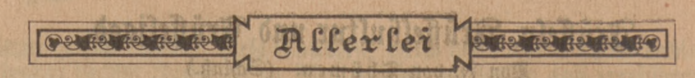
Während der ersten Maiwochen hält man es gern aus in dem engen Thal. Dann ist Karlsbad überhaupt am schönsten. Der Frühling zieht ein, schafft junges saftiges Laubgrün, streut bunte Waldblumen über die Berge. Dann ist die Badegesellschaft noch übersehbar, gesellig, angenehm, die Quellen und die Gastlokale leiden nicht an Ueberfüllung. Das ändert sich aber sehr, sobald Pfingsten vorüber. Dann kommen täglich neue Menschenscharen in das Thal der Tepel, überall herrscht Drängen und Gewühl, am Brunnen muß man lange warten, in den Speiseräumen erhält man schwer einen Platz, die Kaffeemädchen fliegen hin und her. Auch die Qualität der Gesellschaft geht zurück, sobald die Hochsaison naht. Es mögen ja ebensoviele wertvolle, interessante Elemente sich in derselben befinden, aber sie gehen unter in dem Gewoge geputzten Kleinbürgertums, das dann in Karlsbad sich breit zu machen beginnt. Da wird es Zeit, den Ort nur zum Schlafen, Brunnentrinken, Essen zu benutzen, dann aber in die grünen Berge zu entfliehen, denn ärgern soll man sich ja nicht, das wäre nicht „kurgemäß“.

Die Schönheiten von Karlsbad erkennt man erst, wenn man die enge, zwischen Granitwänden und Tepelfluß sich hinziehende Stadt verlassen hat. Unten, in der von Felsen umschlossenen Stadt fehlt der umsichtigen und vorsorglichen Badeverwaltung aller Raum, um unsere Wege angenehm zu schmücken. Höchstens einige Baumreihen, einige von Laubgrün überschattete Plätzchen sind dort anzulegen möglich gewesen. Dafür hat man das Waldgebirge nach allen Richtungen hin den Spaziergängern bequem zugänglich gemacht. Diese Wälder sind Eigentum der Stadt. Sie ergänzt und pflanzt immer neu, legt Schonungen, junge Kulturen an, verwandelt offene Stellen, magere Graspläne in jungen Wald. — Die Landschaft um Karlsbad macht alle solche Bemühungen zu sehr dankbaren. Jedem Geschmack, selbst der geringsten Kraft bietet sie freundliche Ziele. Wer nicht steigen mag, den führen angenehme Pfade durch das obere Thal der Tepel. Das Flüßchen schlängelt sich auch dort in unzähligen Windungen durch den Gebirgsgrund, bald an den Fuß steiler Granitwände plätschernd, dann wieder einen sich weitenden Thalkessel zwischen grünen Wiesen durchrieselnd. Der Anfang des Weges wird umlagert von allerlei Industrie. Da laden Dezimalwagen zur Feststellung des Leibesgewichtes ein, da locken die Aushängekasten der Photographen, da arbeiten Steinschneider und Petschaftstecher, da hängen aus

Buden und Verkaufstischen Zwirnspitzen, Weißstickereien, allerhand billige Waren heraus, da ladet die Speisekarte der ersten Station in der langen Reihe von Waldwirtschaften, das an hoher Steinterrasse gelegene Sanssouci den Wanderer ein. Dann wird es hübscher. Das Thal weitet sich kesselförmig, man überblickt ein Rund schön bewaldeter Berge; auf dem freundlichen Wiesengrunde liegt der Posthof. Dieser Posthof bildet das Ziel aller Kaffeedurstigen. Morgens zwischen acht und neun Uhr schlendern Hunderte, Tausende hinaus, jeder das Papiersäckchen mit frischer, mürber Backware in der Hand, alle nach dem Geschäfte des Brunnentrinkens, das Vergnügen des Kaffeegenusses ersehnend. Nachmittags wird der Kaffeegarten des Posthofs weniger besucht; nur wenn Labitzki spielt, was zweimal in der Woche geschieht, füllt sich der Glassalon und der schattige Garten. Auch dieses Wallfahren zum Posthofe gehört zu den konventionellen Gepflogenheiten des Karlsbader Kurgastes. Zwei andere Kaffeesalons mit Gärten liegen reizend abseits in diesem Kessel, wenig über der Thalsohle, ein dritter größerer, der Kaiserpark (s. Bild), eine kurze Strecke weiter entfernt im Thal. Man wandert zu jeder Tageszeit, denn das Spazierengehen ist ja unsere einzige Beschäftigung, das Thal der Tepel entlang. entweder zur Seite der Landstraße oder auf Pfaden, die von dieser sich abzweigen, bis nach Hammer hin, dem Flecken, zu dessen Gebiet die bedeutende Porzellanfabrik von Fischer und Mieg gehört. Wo das Thal freieren Anblick gestattet, freuen wir uns des herrlichen Grünes, das die bewaldeten Wände der Granitberge bedeckt. — Die hohen Tannen, Fichten und Kiefern in ausgesucht schönen Exemplaren herrschen vor. Dazwischen mischt sich aber das zarte Maigrün der Birken, zahlreiche Buchen breiten ihre vollen Laubkronen aus, die dunkleren Blättermassen der Eichen treten hinzu, um die Waldmassen in allen Schattierungen zu färben. — So freundlich kühl und schattig das Tepelthal auch ist, so hält es uns doch nicht fest auf seiner Sohle. Die Enge wird bald drückend, man sieht keinen Horizont, kann dem Laufe der Sonne nicht folgen. Nur die sehr Bequemen, die ernstlich Angegriffenen entfernen sich nicht von den ebenen Wegen. — Uns locken die Seitenpfade, die zahlreich sich die Thalwand hinanschlängeln, in den herrlichen Wald hinauf. Auch da ist, wie in der Stadt, das linke Ufer das bevorzugte. Die Natur zeigt sich ebenfalls parteiisch für dasselbe, hat ihm romantische Reize, umfassende Aussichten, malerische Seitenbuchten in Fülle gegeben und überall hin ziehen sich freundliche Pfade, auf denen man die Mühe des Steigens nur selten merkt. Am Angenehmsten ist es, sich dem Zufall anzuvertrauen Wegweiser, an Bäumen gezeichnete Marken lassen uns niemals im Stich, alle diese Promenadenwege bilden ein großes Netz, das sich stundenweit über das ganze Gebirgsrevier spannt. Außerdem verteilt die Verwaltung Wächter und Hüter über alle Teile ihres Besitzes. Mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt nimmt man sich der Kurgäste an; jede Dame kann allein getrost die Wälder durchstreifen ohne alle Furcht vor irgendwelcher Belästigung oder gar Gefahr. Nirgends in der Umgebung von Karlsbad ist es schöner, einladender als auf den Waldpfaden, die ziellos über die Berge, an den Abhängen hin, durch grüne Seitenthäler führen. — Dichter Hochwald umgibt uns, duftender Tann, volllaubiger Buchenkronen tiefer Schatten. Gelegentlich öffnet sich das Dunkel, wir blicken nieder auf ein lichtgrünes Wiesenthal, von dunklem Tannenwald umschlossen, auf einsame Waldkessel, hohe Wände, an denen der schimmernde Granit zwischen dem Grün zu Tage tritt. Die Wege alle, die durch das Gebirge sich schlingen, aus dem Gebiete des Tepelthales hinüber führen zu anderen Revieren, bieten derartige Momente in Fülle. Jede, selbst die kleinste Anstrengung wird reichlich belohnt. Der Stammgast weiß genau, was seiner Kraft, seiner Wanderfähigkeit entspricht. Die Bequemsten schlagen den mild ansteigenden „Vieruhrweg" ein, der um diese Zeit überall Schatten gewährt. Wer ein Stündchen an seinen Nachmittagsspaziergang wenden will, sucht den „Faullenzerweg" auf, den beliebtesten von allen, die wechselreichste Waldpromenade, welche die Gebirgslandschaft um Karlsbad besitzt. Auf halber Höhe der Bergwände eben dahinlaufend, folgt er allen Buchten und Krümmungen derselben, benutzt gelegentlich eine tiefere, sattelförmige Einsenkung, um die gar zu krausen Krümmungen des Tepelthales abzuschneiden, gewährt reizende Einblicke auf Wald, Thalflur und die kokett auf dem Wiesengrunde gelagerten Kaffeesalons, aus denen gelegentlich Musik herauf in die Berge schallt. Andere Pfade biegen seitwärts ab in wasserlose Nebenthäler, ebenfalls von dichtem Hochwald umschlossen. Der beliebteste von diesen, der „Marie-Sophienweg", bietet uns zunächst etwas, was wir in Karlsbad nicht selten schmerzlich vermissen, nach dem der wahre Naturfreund sich sehnt: Einsamkeit, Stille, sonnigen Frieden. Es verlangt uns oft, hinaus zu kommen aus dem ewigen Gewühl, aus dem Babel aller Sprachen und Dialekte. Dann biegen wir schon in der Stadt rechts vom Tepelthal hinweg, steigen den Schloßberg hinan oder durch das „englische Viertel", um in jene stilleren Waldfluren zu gelangen, auf denen ein köstlicher Frieden ruht. (Fortsetzung folgt.)


Karlsbader Kurgäste. (Mit Text.)

**Papa's Frühstück.** Wenn unsere Kinder zu einem thätigen und dienstfertigen Leben erzogen werden sollen, muß der Anfang damit bei Zeiten gemacht und der eigene Antrieb dazu möglichst ermuntert und gefördert werden. Das geschieht denn auch bei der hübschen blonden Kleinen, welche es sich nicht nehmen läßt, jeden Morgen dem Papa das Frühstück auf sein Studierzimmer zu bringen, weil es dem Papa um so besser mundet, wenn es ihm von dem kleinen Liebling serviert wird, der ihm dadurch den Beweis liefert, daß aus dem Kinde eine fürsorgliche, fleißige, sich gern mit dem Hauswesen beschäftigende Jungfrau heranwachsen und zu einer jener tüchtigen, einfachen, bescheidenen und gemütvollen Hausfrauen heranreifen wird, welche allein das wahre Glück eines Mannes und der Segen für die ganze Familie sind. O. M.



## Allerlei

**Zuversicht vor Gericht.** Richter: „Angeklagter, haben Sie Vermögen?" — Angeklagter: „Vorläufig nicht!"

**Das gescheite Katzerl.** „Aber, liebe Frau Wirtin, schafft mir doch um's Himmelswillen einmal die Katze vom Hals, sie rückt immer näher und wird gleich den Kopf in der Schüssel haben." — „O nein! Des is a liebes, g'scheit's Viecherl; schau'n S', die Schüssel, aus der Sie essen, des is ihr gewöhnlichs Schüsserl und das kennt s' halt akkurat und möcht' a gern mitfress'n." Der Teufel.

**Luxusverdeckung.** In der Türkei kommt es vor, daß Große, welche prachtvolle Equipagen besitzen, zum Sultan in einer ganz schlechten kommen. Risa Pascha, wie er noch auf dem Gipfel seiner Macht stand, ließ sein Haus neben einer Villa des Sultans ganz unscheinbar anstreichen und die Mauer eines Parks bei Konstantinopel halb rot, halb blau bemalt, sollte glauben machen, es seien zwei Gärten. E. K.

**Unterschied.** A.: „Aber Mensch, schämst Du Dich nicht, in einem solchen Anzuge einherzugehen? Deine Frau ist stets elegant und nach der neuesten Mode gekleidet und Du —" — B.: „Ja, lieber Freund, zwischen meiner Frau und mir ist ein gewaltiger Unterschied. Meine Frau kleidet sich nach ihrem Journal; ich dagegen kleide mich nach meinem Hauptbuch." Hum. Bl.

**Getränke.** Es ist nicht ohne Bedeutung, daß beinahe alle nicht ganz rohen Völker ihren Hauptnahrungsstoff auch zur Bereitung von Luxusgetränk verwenden: so die Indianer den Reis, die Mexikaner den Mais, die Afrikaner die Ignamenwurzel 2c. Im alten Aegypten soll die Bierbrauerei von Osiris eingeführt worden sein." E. K.

**Eine Todesahnung.** Am 14. Januar 1846 starb in Stuttgart der Maler Dietrich. Von ihm wird folgende merkwürdige Anekdote erzählt: Vor zehn Jahren einmal erkrankt, hatte Dietrich im Fieber ein Traumbild, das ihm offenbarte, diesmal werde er nicht sterben, er habe noch zehn Jahre Zeit bis zu seinem Tode. — In gemütlichen Stunden pflegte Dietrich dieses Begegnis zu erzählen; er glaubte an die Wirklichkeit jener Erscheinung, wie an die Wahrheit dieser Prophezeiung und pflegte mit sicherem Auge zu berechnen, bis wann der Tod ihm zugemessen. Die Prophezeiung war eingetroffen, sein Glaube hatte sich gerechtfertigt. Dietrich hatte sich so sehr in die Prophezeiung über die Zeit seines Todes eingelebt, daß er sehr häufig auch scherzweise darauf zu reden kam. Wollte man ihn nachmittags zu einem Spaziergange veranlassen, oder vor seiner gewöhnlichen Zeit in eine Abendgesellschaft abholen, so konnte er halb ernst, halb lachend antworten: „Mein lieber Herr, nein — ich kann nicht — ich muß arbeiten — denn Sie wissen, daß ich nur noch 1—2 Jahre zu leben habe." — Ganz eigentümlich ist die Art, wie Dietrich seiner Erzählung gemäß vor zehn Jahren gegen das Traumbild, das ihm seinen Tod ankündigte, sich wehrte. „Ich kann noch nicht sterben, ich habe ja noch so viel zu malen." — „Wenn Du fleißig wärest," erwiderte das Traumbild, „so hättest Du schon viel mehr thun können, als Du gethan hast und wirst noch vieles vollbringen können." K. St.

### Lösungen:

Nr. 72. 1) d 2—d 3 T †
2) L c 1 † etc.

Nr. 73. 1) L c 4—e 6 † K h 4
2) D f 6 † T g 5
3) D f 2 † T g 3
4) K e 5! etc!

### Arithmogryph.

1 2 3 4 5 6 7 8. Eine Stadt in Böhmen.
2 6 6 2. Ein weiblicher Vorname.
3 2 8 1. Teil einer Waffe.
4 2 3 4. Ein Mineral.
5 3 4 7 6 2. Ein biblischer Mann.
6 5 3 4 5. Eine wohlriechende Blume.
2 2 3. Ein Raubfisch.
8 3 2 6. Ein Reiter.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen geben die gleiche Stadt wie unter 1—9.

### Homonym.

Der mächtigen Schiffe stattliche Zahl
Muß meinem Willen sich fügen,
Du siehst mich im glänzenden Sonnenstrahl
Im farbigen Kleid auch fliegen. —

Auflösung folgt in nächster Nummer.

### Problem Nr. 74.

Von C. Makovsky.

Schwarz.

Weiß.

Matt in 3 Zügen.

### Auflösungen aus voriger Nummer:

der Charade: See-Löwe; des Homonyms: Kelle, Welle, Zelle.
des Bilderrätsels: Schlechter Spielmann, der nur eine Melodie kann.



Redaktion von C. A. Pfeiffer in Stuttgart.
Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.